

(Nachdruck verboten.)

63]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Die näselnde Stimme des Fuhrmanns, das Läuten der Schellen, das feuchte Pfeifen und Rärmen des Windes flossen in einen Strom zusammen, der sich unruhig hin und her schlängelte, mit gleichmäßiger Kraft über das Feld dahinfloß und Gedanken erweckte . . .

„Den Reichen ist selbst das Paradies zu klein . . . Das ist schon einmal so . . . Er fing an, mich zu drücken . . . Mit der Behörde stand er gut . . .“ fuhr der Krutjcher fort.

Als man auf der Station ankam, spannte er die Pferde aus und sagte ganz verzweifelt zu der Mutter:

„Solltest mir doch einen Fünfer geben, daß ich wenigstens einen nehmen kann . . .“

Sie gab ihm ein Geldstück, er schüttelte es in der Hand und meinte zur Mutter im selben Ton:

„Für drei Kopfen trinke ich Schnaps, für zwei esse ich Brot . . .“

Nachmittags kam die Mutter zerfchlagen und durchfroren in das große Dorf Nikolskoe, ging zur Station, bestellte sich Tee und setzte sich ans Fenster, nachdem sie ihren schweren Koffer unter die Bank gestellt hatte. Vom Fenster aus konnte man einen kleinen, mit einem zertretenen, gelben Grastoppich bedeckten Platz übersehen und das Bezirksamt — ein dunkelgraues Haus mit schrägem Dach. Auf der Treppe des Bezirksamtes saß ein langbärtiger, fahlköpfiger Bauer im bloßen Hemde und rauchte eine Pfeife.

Die Wolken eilten in dunklen Massen dahin und türmten sich aufeinander . . . Es war still, finster und langweilig, das Leben hatte sich irgendwo versteckt, lauerte auf etwas . . .

Plötzlich sprengte ein Wachtmeister im Galopp auf den Platz, hielt seinen Fuchs an der Treppe des Bezirksamtes an und schrie, indem er mit der Knute in der Luft fuchtelte, den Bauern an. Das Geschrei stieß gegen die Fensterscheiben, aber Worte konnte man nicht hören. Der Bauer stand auf, deutete mit ausgestrecktem Arm in die Ferne, der Wachtmeister sprang auf die Erde, warf dem Bauer die Bügel hin, griff mit den Händen nach dem Treppengeländer, stieg schwerfällig die Stufen hinauf und verschwand in der Tür des Bezirksamtes . . .

Wieder herrschte Stille. Das Pferd schlug zweimal mit dem Fuß die weiche Erde . . . Ins Zimmer trat ein halbwichsiges Mädchen mit kurzem, gelbem Zopf im Nacken und freundlichen Augen im runden Gesicht. Sie biß sich auf die Lippen und trug mit ausgestreckten Armen ein großes Teebrett mit verbogenen Ecken, auf dem Geschirr stand, verbogte sich und nickte mehrmals mit dem Kopf.

„Guten Tag, mein kluges Mädchen!“ sagte die Mutter freundlich.

„Guten Tag!“

Während sie die Teller und das Teegeschirr auf den Tisch stellte, erklärte sie plötzlich lebhaft:

„Eben haben sie einen Räuber gefangen . . . den bringen sie jetzt!“

„Was ist das für ein Räuber?“

„Ich weiß nicht . . .“

„Was hat er denn getan?“

„Ich weiß nicht!“ wiederholte das Mädchen. „Ich habe nur gehört, daß sie ihn gefangen haben . . . Der Wächter ist gelaufen, um den Polizeikommissar zu holen.“

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus. Auf dem freien Platz erschienen Bauern. Die einen gingen langsam und bedächtig, die anderen schnell, im Geben ihre Halbpelze zuknöpfend. An der Treppe des Bezirksamtes blieben alle stehen und blickten irgendwo hin nach links . . . aber es war sonderbar still . . .

Das kleine Mädchen sah ebenfalls auf die Straße, lief aus dem Zimmer und schlug die Tür laut zu. Die Mutter fuhr zusammen, schob ihren Koffer tiefer unter die Bank, warf einen Schal über den Kopf und ging hastig zur Tür; ein ganz unverständlicher Wunsch, schneller zu gehen, zu

laufen, überkam sie plötzlich, und sie konnte ihn nur mühsam unterdrücken.

Als sie auf die Treppe hinaustrat, schlug ihr scharfe Kälte gegen die Augen und die Brust, sie leuchtete und ihre Beine wurden wie hölzern. — Mitten über den Platz schritt Rybin mit auf dem Rücken gebundenen Händen, neben ihm Dorfpolizisten, und an der Amtstreppe stand ein Menschenhaufe und wartete schweigend.

Betäubt und fast bewußtlos blickte die Mutter unverwandt hin — Rybin sagte etwas, sie hörte seine Stimme, aber seine Worte verschwanden ohne Widerhall in der dunklen, zitternden Leere in ihrem Herzen . . .

Sie blickte sich um, holte Atem. An der Treppe stand ein Bauer mit breitem, hellem Bart und sah unverwandt in ihr Gesicht. Hütelnd und indem sie den Hals mit vor Furcht kraftlosen Händen rieb, fragte sie ihn mühsam:

„Was ist los?“

„Da — sehen Sie es . . .“ antwortete der Bauer und wandte sich um. Noch einer trat herzu und stellte sich daneben.

Die Dorfpolizisten machten vor der Menge Halt, die schnell anwuchs, aber schwieg, und jetzt erhob sich in ihr plötzlich die tiefe Stimme Rybins:

„Rechtgläubige! Ihr habt von den wahren Botschaften gehört, in denen die Wahrheit über Euer Bauernleiden geschrieben steht, also für diese Schriften muß ich leiden . . . ich habe sie unter das Volk verteilt!“

Die Leute umringten Rybin dichter . . . seine Stimme klang ruhig, gemessen. Das ernüchterte die Mutter.

„Sörst Du?“ fragte leise der eine Bauer, indem er den blauäugigen Bauern in die Seite stieß. Dieser antwortete nicht, erhob den Kopf und blickte der Mutter wieder ins Gesicht. Und der andere blickte sie ebenfalls an — er war jünger als der erste, trug einen dünnen, dunklen Bart und hatte ein hageres, von Sommersprossen buntes Gesicht . . . Dann bewegten sich beide von der Treppe zur Seite.

„Sie haben Angst!“ bemerkte die Mutter unwillkürlich.

Ihre Aufmerksamkeit nahm zu. Oben von der Treppe herab sah sie deutlich das zerfchlagene, schwarze Gesicht Michail Swanowitschs, unterschied den heißen Glanz seiner Augen. Sie wünschte, er möchte auch sie sehen, erhob sich auf den Füßen und streckte den Hals nach ihm aus.

Die Leute blickten ihn finster, mißtrauisch an und schwiegen. Nur in den hinteren Reihen der Menge hörte man halbblautes Gespräch.

„Bauern!“ sagte Rybin mit seiner vollen und straffen Stimme. „Glaubt diesen Papieren . . . Ich nehme jetzt vielleicht den Tod dafür auf mich, sie haben mich geschlagen, gefoltert, wollten herausbekommen, wo ich sie her bezogen hatte, und werden mich noch mehr schlagen . . . Ich halte alles aus! . . . Weil in diesen Schriften die Wahrheit dargestellt ist; diese Wahrheit muß uns teurer sein als das liebe Brot . . . jawohl!“

„Warum sagt er das?“ rief einer von den Bauern an der Treppe leise. Der Blauäugige antwortete langsam:

„Jetzt ist alles egal — einmal kann der Mensch nur sterben, und das bleibt ihm nicht erspart . . .“

Die Leute standen schweigend da, blickten starr und finster drein; auf allen lag gleichsam etwas Unsichtbares, aber Schweres.

Auf der Treppe erschien der Wachtmeister und brüllte, hin und her schwankend, mit trunfener Stimme:

„Was ist das für Volk! Wer redet da?“

Er lief plötzlich die Treppe hinunter, packte Rybin am Haar, zog seinen Kopf nach vorne, stieß ihn zurück und schrie:

„Das sagst Du, Du Hundsfott . . . Du . . .“

Die Menge geriet in Bewegung und fing an zu murren. Die Mutter senkte in ohnmächtigem Rummern den Kopf. Einer von den Bauern seufzte. Und wieder ertönte Rybins Stimme:

„Da seht, Ihr lieben Leute . . .“

„Salt's Maul!“ Der Wachtmeister schlug ihm ins Gesicht. Rybin schwankte und bewegte die Schultern.

„Geben einen gebunden und quälen ihn, wie sie wollen . . .“

„Polizisten! Führt ihn hinaus! Geht auseinander, Leute!“

Der Wachtmeister sprang wie ein Kettenhund vor einem Stück Fleisch vor Rubin hin und her, stieß ihn mit den Fäusten ins Gesicht, gegen die Brust, in den Bauch.

„Schlag' ihn nicht!“ rief jemand aus der Menge.

„Warum schlägst Du ihn?“ griff eine andere Stimme ein.

„Kommt!“ sagte der blauäugige Bauer kopfschüttelnd.

Beide gingen langsam ins Amt, die Mutter aber begleitete sie mit einem freundlichen Blick. Sie atmete erleichtert auf. Der Wachtmeister lief wieder schwerfällig die Treppe hinauf und brüllte von da, indem er die Faust schüttelte, wie rasend:

„Bringt ihn her! sage ich . . .“

„Ist nicht nötig!“ ertönte eine starke Stimme in der Menge. Die Mutter begriff, daß der Bauer mit den blauen Augen das sagte. „Laßt es nicht zu, Kinder! . . . Bringen sie ihn dort hin, dann schlagen sie ihn zu Tode . . . und sagen dann von uns . . . wir hätten ihn totgeschlagen . . . Laßt das nicht zu . . .“

„Bauern!“ ertönte Michails Stimme. „Seht Ihr denn nicht, wie Euer Leben ist, begreift Ihr nicht, wie sie Euch ausplündern, Euch betrügen, Euer Blut trinken? Ihr haltet alles zusammen, Ihr — seid die erste Macht auf Erden . . . ihre ganze Kraft . . . Und welche Rechte habt Ihr? Vor Hunger zu verrecken — das ist Euer einziges Recht! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Siebenschläfer.

Von Johannes W. Jensen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mens.

„O, meine lieben, jungen Leuten, ich hab halt rein gar nix zum Aufwarten,“ jammerte Maren ganz zerknirscht, als sie alle herein gelassen hatte. „Das is aber do wirklich a Schand; rein aus is. Wo war mi aber a eing'fallen, daß wer zu mir außertommen könt und bei mir Neujahr feiern!“

„Mach Dir nix draus, Mütterl!“ sagte der Anführer der Burschen. „Wir hab'n eh' a Flasch'n Schnaps bei uns. Aber wannst a bißl Gern²⁾ bei der Hand hätt'st.“ . . .

„Jesses na, Ihr wollts do nit epper³⁾ die Gern in Eiern Schnaps einbroden?“

„Ah, beilei⁴⁾ nit. Aber brauchen tät'n mir sie do recht notwendig. So a recht a weiche Gern, de so recht piden⁵⁾ tät!“

„Wir scheint, Ihr seids mir schöne Schlanke!“ rief plötzlich Maren ganz triumphierend. „Wir scheint, Ihr habt's an rechten Schabernack im Sinn. Ha, a'jeg'n Euchs Gott. Wann i a Gern find, nachher könt's sie schon haben. Aber, was wollts denn g'sammiden und wen denn?“

Das wollten die Burschen nicht sagen. Sie setzten würdige Mienen auf aus bloßer Heimlichkeitskrämerei. Die alte Maren fand wirklich Gese auf dem Boden eines Spülnapfes liegen; es war gar keine so kleine Portion, aber sie war trocken und hatte eine geborstene Kruste.

„I kann ja Wasser drausschütten und das Zeug aufwärmen,“ schlug Maren leuchtend vor Eifer vor. Das war ja ausgezeichnet, und während nun die Gese im Ofenrohr aufgeweicht wurde, ließ man sich die geistigen Tropfen schmecken und stopfte die Pfeifen.

„I wach nit, ob der Kaufmann jetzt noch offen hat,“ sagte darn der Knecht, der das ganze leitete, und sah wie in Gedanken vertieft da.

„Ah woher denn,“ erklärte Maren, „der hat schon längst zugesperrt.“ Der Knecht grübelte und sitzt zweifelnd da.

„Wir brauchen a Papier, hast kan's daham, Maren?“

„Wieviel braucht's denn, Ihr schlechten Kerl? Wir scheint, i kann Euch aber helfen!“

„Viel brauchen mir, viel — aber nit zum Schreiben!“

„I, da schauts amal her, was i all's hab,“ rief Maren entgüdt und holte aus einer Schublade einen ganzen Haufen Papiersephen hervor. Es waren alte Umschläge von Streichholzschachteln, sorgfältig aufgeschnittene und aufgeplattete Düten und Blätter aus Schönschreibheften, und Maren opferte das Ganze, strahlend vor Teilnahme an den Narrenstreichen, in die sie nicht eingeweiht werden durfte. Das Papier wurde untersucht und brauchbar gefunden, es schien auch auszureichen. Die Burschen hielten es fürs beste, die einzelnen Stücke zu größeren Stücken zusammenzuleimen, das wurde, sobald die Gese tauglich war, mit großer Gründlichkeit ausgeführt. Maren stand dabei und schaute zu, äußerst interessiert; als sie nun sah, wie groß die Papierlappen sein müssen, begriff sie plötzlich, wozu sie verwendet werden sollten. Sie sagte jedoch kein Wort, dazu weiß sie doch zu gut einen Spatz zu genießen, aber sie schrumpfte vor innerem Vergnügen geradezu in sich selbst zusammen, so sehr weidete sie sich an dem allen. Und als sich ihre Heiterkeit endlich doch Luft machen mußte, verriet sie doch nicht, was sie erraten hatte, sondern ließ sich, laut aufquiekend vor Wonne, in einen Stuhl fallen.

Endlich waren die Burschen fertig und der eine, der draußen gewesen war, um nachzusehen, ob man im Oberhof die Rächter bereits ausgelöscht hätte, kam in die Stube zurück und nidte den anderen schweigend zu. Mit ernster Miene dankten sie der Alten und jagten ihr Gut Nacht, und das alte Weiblein folgte ebenso verschwiegen bis an die Tür. Aber als die Taugenichtse ein kleines Stück weiter weg waren, hörten sie auf einmal die alte Einwicklerin hell aufkreischen vor Entzücken; gleich darauf fiel die Tür ins Schloß.

Der Oberhof lag still und dunkel, als die Burschen hinaufkamen. Die Leute drinnen schliefen jetzt wie Murmeltiere. Um sie zu wecken, hätte es mindestens eines Kanonenschusses bedurft. Nichtsdestoweniger gingen die Burschen mit größter Vorsicht zu Werke. Sie ließen sich schon Zeit dabei. Ein Fenster nach dem anderen verpöckelten sie mit Papier und taten es mit solchem Behagen, daß sie eine volle Stunde zur Ausführung ihrer Schandtat brauchten. Die Fenster des alten Wohnhauses waren nicht sehr groß und nicht zu zahlreich für die Ausführung des Planes; es waren nur zwei Fenster nach dem Hofe und ein paar Gucklöcher auf den Krutgarten. Die Burschen ließen dem Lichte keine einzige Spalte übrig, sie verklebten jede erdenkliche Öffnung bis zu den Schlüsselöchern in den Türen, und als das getan war, schliefen sie ganz still wieder fort und leuchteten vor unterdrücktem Lachen.

Infolge des Neujahrsabends waren die Oberhofleute später zur Ruhe gegangen als gewöhnlich. Es fiel ihnen deshalb nicht schwer, ohne Unterbrechung in den hellen Neujahrstag hineinzuschlafen, was sie ja ohnehin getan haben würden. Aber als sie einer nach dem anderen am Nachmittag aufwachten und scheinbar ausgeschlafen hatten, war es um sie her dunkel wie im Grabe; da standen sie nicht auf, sondern legten sich auf die andere Seite, sehr verwundert darüber, wie sie doch mitten in der Nacht aufwachen konnten. Der Neujahrstag verging, und als sich der Abend näherte, wachte der Oberhofbauer wieder auf. Es war ihm, als hätte er länger geschlafen als gewöhnlich. Er rappelte sich deshalb auf und ging zur Tür, um nachzusehen, ob es nicht bald Tag werden wollte. Draußen war es bereits wieder dunkel geworden, so eine richtige, dicke Winterfinsternis, die geradezu in die Augäpfel hineindringt. Da begriff der Mann, daß er sich geirrt haben mußte und froh wieder in die Schlafkammer zurück. Einer der Söhne schob die Tür des Allobettes zurück und fragte gähmend, wieviel Uhr es sei. Der Alte tastete nach den Beigern, es war gut sieben vorbei, und in der Wintersonne kann man zu dieser Stunde den Morgen vom Abend nicht unterscheiden.

„Is no nit mehr?“ jammerte der Sohn. „I bin aber so wach. I hab schier Angst, i bin krank. Jetzt lieg i schon die längste Zeit wach da, und mei Magen jagt¹⁾ sich a g'samm, als wann i hungrig war.“

Der Alte brummte tröstend: „Leg Di nur wieder hin und laß uns in Frieden. Wannst krank bist, nachher wer' mir schon für Di sorgen, bals²⁾ Tag wird!“

Damit troch der Oberhofbauer wieder in sein Bett. Um die Wahrheit zu sagen, fühlte auch er ein ganz eigentümliches Rühren in der Wangengegend, aber das mußte wohl Einbildung sein. Im Bett lag die Frau wach und gähnte, daß es nur so pfiß, reden tat sie aber nichts. Kurz darauf schlief das ganze Haus wieder.

Es traf sich, daß die Oberhofleute diese Nacht gerade Donnerstags beherbergten. Er war gewöhnt, dorthin zu kommen, er gab ja altertümlichen Stellen den Vorzug und der Oberhofbauer erwies ihm immer Gastfreundschaft. Donnerstags war am Neujahrsabend gekommen, und nachdem er sein Abendbrot gegessen und die Rechnung mit einem Liebe beglichen, hatte man ihm einen Platz auf der Bettbank zurecht gemacht. Er schlief getreulich mit den anderen. Als der Oberhofbauer aufstand, um die Uhr abzutasten, hörte er den alten Donnerstags sich umwenden und dumpf im Schläfe brummeln. Als aber das Haus wieder stille war, schlief Donnerstags mit den anderen weiter, ohne zu musen.

Nun wäre es ja zuviel verlangt gewesen, daß sich auch das Vieh den ganzen Tag über ruhig hätte verhalten sollen. Aber für den Fall hatten die Schlingel schon gesorgt. Wenn Kurzweil getrieben werden soll, so muß es gründlich geschehen. Die Reibher Burschen hatten am Neujahrstage Ausschau gehalten und gesehen, daß auf dem Hofe der Schornstein nicht rauchte. Ihr Versuch war also gut ausgefallen. Da unternahmen es zwei von ihnen, bedächtig zum Hof hinaufzugehen und in aller Vorlicht die Tiere zu füttern, damit diese fürs erste nicht Spektakel machten.

Die Oberhofleute schliefen, ohne sich während der zweiten Nacht viel umzudehen. Aber als sie wieder aufwachten, waren sie frisch, aber auch hungrig. Der Alte stand auf und befühlte die Beigern, jetzt war es 8 Uhr, diesesmal ganz richtig am Morgen; aber sie glaubten, es wäre nur eine Stunde verflossen, seit sie das letzte mal aufgewacht waren. Die Söhne hatten endlich einmal soviel geschlafen, daß sie kaum noch zu halten waren, vor Unlust miauten sie in den höchsten Quiekschönen und begannen ohne irgendeinen Grund zu lachen und in dem stockfinsternen Alloben Unfug zu treiben. Im anderen Alloben strampelten die Töchter und brummten leise wie junge Kühe. Auch in Donnerstags war Leben gekommen, man hörte, wie er auf der Bettbank liegend schnurrte und sich rieb wie ein großer, zottiger Troll; auch hatte er zu summen begonnen, erst noch für sich selbst, dann lauter und mit-

¹⁾ Ohnehin. ²⁾ Gese. ³⁾ etwa. ⁴⁾ beileibe. ⁵⁾ Neben. ⁶⁾ Schaufberger.

¹⁾ nicht. ²⁾ sobald es.

teifamer; bisweilen schmalzte und gluckte er vor Wohlfinden mit der Zunge. Doch stand er noch soweit unter dem Einfluß der Nacht, daß er nicht ordentlich loschwärmen wollte, obgleich ihm die Oberhofsöhne aufmunternd zuriefen und ihn baten, zu singen. Die langen Burschen wurden im Dunkeln dreister und dreister und hatten sogar lose Einfälle, die zum Lachen reizten.

„Könnt's Ihr nil's Maul halten?“ schrie aus der Schlafkammertür heraus der Oberhofbauer. „Was ist das für a Spektakel an ein hochheiligen Neujahrstag?“

Das junge Volk schwieg gehorsam. Aber kurze Zeit darauf vergaß selbst der Hausvater seine Würde und gab seiner Frau einen Stoß in die Seite.

„An Hunger hätt' i und an Durst a!“ Diese Wort fanden lauten Widerhall in den Alloben. Aber die Bäuerin war „a g'setzte Frau“) und glaubte, die anderen hätten den Verstand verloren.

„Wann Ihr bloß Eure Mäuler halten tat's!“ Kurz darauf fuhr sie in ihrem Wette mit einem Ruck in die Höhe, voll Entsetzen. Sie hat etwas wie ein halbersticktes Rauon vom Alloben gehört, in dem die Söhne lagen. Sollte es wirklich möglich sein, daß man sich an den eifersüchtig gebüteten Schladwürsten und Schaffschinken vergriffen hatte, die über den Betten am Deckenbalken hingen? Ja, sie hatte sich leider nicht geirrt.

„Na, jezt schämt's Euch aber doch“, rief sie gekränkt und böse, „was treibst denn da? Mir scheint, Ihr liegt da und maust's) bei meine Schinken ummeranand. Rfui, schämt's Euch!“

Eine schämige Stille senkte sich über den Alloben. Aber die Frau blieb aufrecht sitzen und bebann sich. Ihr Magen war auch so eigentümlich leer und bedürftig.) Und wenn der Bauer auch schimpft... was ist denn schlimmes bei einem kleinen Vorfrühstück im Bett. Es ist ja doch ein Feiertag. Nach einer kurzen Beratung mit dem Ehemann steht sie auf und tastet sich in die Küche hinaus, wo sie eine ganze Menge Kuchen und Brot zusammenpackt. Sie zündet kein Licht an, denn sie ist gewöhnt, sich im Finstern da draußen zu bewegen. Dann füllt sie einen großen Krug mit Weihnachtsbier und geht in die Schlafstube zurück. Nötigung*) hat's keine große gebraucht. Während alle im Bett lagen und aßen und tranken, wurde das Gespräch ungemein lebhaft, es war ein Schwärmen und eine Munterkeit, wie nie zuvor in einer Morgenstunde. Alle wunderten sich, wie lange so eine Neujahrnacht dauerte, und unterhielten sich darüber. Sie dachten auch daran, sich gegenseitig ein fröhliches Neujahr zu wünschen. Dabei aßen sie immerfort, satt wurde aber keiner; so gab die Bäuerin jedem besondere Erlaubnis, in die Speisekammer hineinzugehen und sich nach Belieben zu versorgen. Nun begann ein leises Hin- und Herschleichen von nackten Füßen, jeder kam zurück mit einem großen Krümchen Brot und Käse und Fleisch, und alles wurde in den Betten verspeißt. Der Stachelosen war so gründlich ausgegangen, daß die Faulenzen gottschämlich froz. Eine der Töchter entschloß sich, aufzustehen und den Ofen zu heizen von den anderen aber wollte keiner aufstehen, solange es so unmenschlich kalt war. Und da sie nun so gut gespeist und getrunken hatten, und da es lange dauern konnte, bis es in der Stube warm wurde, legte sich erst der eine und dann ein anderer wieder aufs Ohr, und so schliefen bald alle wieder bis zum Abend.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Theater.

Regl. Schauspielhaus: „Viel Lärm um Nichts“, Lustspiel von Shakespeare. Benedikt und Beatrice, der Weikampf ihrer Redereien, ist jung geblieben wie am ersten Tag. Die Zuschauer in Shakespeares Globe-theater werden die strahlend frische Laune, die Behendigkeit des Witzes in diesem Liebespaar gewiß um nichts lebendiger empfunden haben, als die Zuschauer von heute. Inbessen zeigt das Grundgewebe, in welches diese sonnig glänzenden Goldfäden hineingestickt wurden, für unseren Geschmack doch recht vergilbte Farben. Das unbefangene Vergnügen an bunter Fabrikkunst, das achtlos über die Lücken des Zusammenhanges hinwegsieht, ist — nicht zum wenigsten durch Shakespeares eigene Charakterdramen — mehr und mehr zurückgedrängt. Die allzu lose gefügten Abenteuer dieses und der meisten anderen seiner Lustspiele stoßen auf Hemmnungen in unserem Empfinden. Wie der Dichter dem jungen König im „Wintermärchen“ die Eifersucht Othellos leiht, jedoch die psychologisch tiefe Ausmalung und Begründung der Leidenschaft hier fortläßt, so überträgt er in „Viel Lärm um Nichts“ Don Juan die Rolle eines Jago, ohne sich mit der näheren Motivierung abzugeben. Juan ist schlechter Stimmung und lag früher mit seinem Bruder in Zwist. Mehr hört man kaum zur Erklärung dafür, daß er Hero, die nicht einmal seines Bruders, sondern Claudios, eines Freundes

seines Bruders, Braut ist, in unerhörter Weise und mit Gefahr des eigenen Lebens anschwärzt. Die Intrige, durch die er vor Claudio Heros Untreue überzeugen will, wird mit einer nicht geringeren Sorglosigkeit behandelt. Der Anschlag ist von vornherein so ungeschickt, der trügerische Augenschein so leicht zu widerlegen, daß der gewollte Eindruck ernstlicher Gefahr sich nicht einstellt. Auch in der großen Domszene nicht, wo Claudio in blindem, höchst unritterlichem Zorn am Traualtar der Verlobten die schmachvolle Anklage ins Gesicht schleudert. Daß Hero, als ihre Unschuld klar erwiesen, dem trauernden Jüngling verschleiert zugeführt wird und ihm verzeihend die Hand zum Dunde reicht, erinnert an das Wiedersehen des Königspaares am Schluß des „Wintermärchens“, ohne das Rührende jener Szene zu erreichen. Leontines hatte die Freveltaten seiner Eifersucht mit einem Menschenalter voller Reue gesühnt, Claudio kommt, für unser Gefühl, doch allzu leichten Kaufs davon.

Beatrices moante Munterkeit fand in Fräulein Arnstädt, die zum ersten Male in der Rolle auftrat, eine ausgezeichnete Interpretin. Es schien, als wären ihr die Einfälle im Augenblick des Sprechens zu, als steigere jede gelungene Pointe den ausgelassenen Uebermut. Herr Patry war ein gut gelaunter Benedikt, der mit dem Strohregen des spizen Wortes so flink und so geschickt wie seine Gegnerin zu hantieren verstand. Fräulein Steinsied als Hero hatte glückliche Momente in der Gartenszene, wo sie vor der heimlich lauschenden Beatrice Komödie spielt. Vollmer der gewann dem angejahrten Fremdwörter-Verdrengungshumor des Gerichtsbiener's Holzappel das mögliche Maß von Komik ab. Unter den übrigen Mitwirkenden trat namentlich Kraußneck's alter Leonato hervor. Die Regie hatte glänzende Dekorationen und malerische Massengruppen zur Unterstützung der Stimmung aufgeboten.

Literarisches.

„Des Nordpolfahrers André letzte Aufzeichnungen“ (Berlin, Gustav Riedes Buchhandlung Nachfolger), Karl Mausmann, ein Landsmann Andrés, will dessen Aufzeichnungen auf merkwürdige Art und Weise empfangen haben. Er hätte in Stagen einer Strandung beigewohnt. Da hätte ihm denn ein alter Fischer ein altes ledernes Kissen herausgeholt und als Andenken übergeben. Mausmann trug es nach Hause und warf es achtlos auf den Boden. Er ging dann fort, kam nach einigen Stunden wieder, um zu schlafen. Als er wieder erwachte, fand er das Kissen getrocknet vor, und auf dem Weg die Inschrift: „Important“ (Wichtig). Da unter den drei gestrandeten Schiffen eines ein Franzose war, so mußte das Kissen zweifellos dorthin gehören. Es enthielt sechs Bücher Aufzeichnungen von André. Auf welchem Wege mochte das Kissen hierher gekommen sein? Hören wir Karl Mausmann: 1906 habe ein Walfischjäger Kapitän Schmidt im Eismeer eines Abends einen großen Wal herantreiben sehen. Natürlich wurde sofort eine Damppe in seinen Rücken abgeschossen. Nun geschah aber das merkwürdige, daß der Wal immer kleiner wurde, und daß ihm, als er auf Deck gezogen war, noch immer Gasgeruch entströmte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß der vermeintliche Wal ein — Luftballon war. Und ferner wurde festgestellt, daß unter anderem Kram sechs Notizbücher verpackt lagen. Weil Kapitän Schmidt die Sprache, in der sie geschrieben waren, nicht verstand und sein Freund, der Kapitän Tommy Miller vom „Pinguin“ auch nicht, so gab er sie diesem gegen sechs Flaschen Whisky. Miller ließ dann die sechs Feste in ein Lederkissen einnähen und bewahrte das Kissen sorgfältig auf. Es mußte später aber doch wohl in andere Hände gekommen sein, sonst wäre es nicht als Strandgut von dem Franzosenwrack aufgefischt worden. Und so war es in der Tat. Denn noch während Mausmann erwog, was mit dem Inhalt des Kissens geschehen solle, kam der alte Esper, um ihn zu bitten, ins Krankenhaus hinüber zu kommen. Dort läge nämlich der Kapitän des gestrandeten Franzosen im Sterben. Es sei etwas nicht richtig; er habe förmlich Lobsuchtsanfalle; und da niemand französisch verstehe, so solle Mausmann mal hinkommen, damit man erfahren, was Kapitän Dapont eigentlich wolle. Mausmann nahm vorsichtshalber das Kissen mit. Zwar schwieg sich Dapont darüber aus, wie er zu dem Kissen gekommen sei; aber er vermachte es Mausmann kurz vor seinem Tode. Auf solche romantische Weise war dieser Eigentümer der sechs Notizbücher geworden, er beeilte sich, die „wirklichen“ und „letzten Aufzeichnungen“ des nun vor 10 Jahren verstorbenen Nordpolfahrers Salomon August Andrés aller Welt kund zu tun, gemäß seines letzten Willens „an den Finber“: „Sorge dafür, daß diese Aufzeichnungen nicht unbekannt bleiben, sondern zur Kenntnis des Menschengeschlechts gelangen. Hab Dank für die Mühe! Auf Wiedersehen im Jenseits!“ Nach Mausmann's phantastischen Mutmaßungen — denn nur um solche handelt es sich — hat aber André gar nicht mehr zurückkehren wollen, nachdem er am Nordpol ein wunderbares Gold- und Frühlingsland gefunden hätte. Dort lebe er nämlich unter einem Zwergevolke, das noch ganz im paradiesischen Urzustand verharrt. Würde André von dort wieder kommen und der europäischen Welt von jenen Wunderschätzen Kunde bringen, so ergöße sich dorthin ein uferloser Strom von Abenteurern, raubte, plünderte, mordete und ergebe sich im übrigen einem sybaritischen Genußleben — und bald wäre jenes Nordpolvergold aufgerieben und der letzte Rest von Erdenglück verflücht. . . . Mausmann's Halluzinationen lesen sich in der Tat wie komplette Tatsachen. Sie beleben das Andenken Andrés wieder aufs neue und sind obendrein als der erste Ring aller Legenden anzusehen,

*) verständig, besonnen.
) mausen, heimlich nehmen.
) unbesriedigt, hatte Verlangen.
) Dialektausdruck für Einladung zum Essen.

die der mitdichtende Volkgeist seit sehn Jahren um den wahr-
scheinlich elend im Nordpolargebiet umgekommenen Forscher gebildet
hat. —

Erziehung und Unterricht.

Die Prügelstrafe und ihre Gefahr für unsere
Kinder. Wenn man von Verblutungen reden hört, so denkt
man im Volke stets daran, daß sich das Blut nach außen oder in
eine der Körperhöhlen ergießt. Das braucht aber nicht immer der
Fall zu sein, denn der Tod kann, wie Dr. Marg in der „Berliner
Klin. Wochenschrift“ hervorhebt, zweifellos auch an Verblutung in-
folge von außerordentlich zahlreichen und ausgedehnten Blutungen
in die Haut erfolgen. Diese werden sehr leicht bei der Prügel-
strafe herbeigeführt, so daß solches der Grund ist, wenn man davon
redet, jemand sei zu Tode geprügelt. In gewissen Gegenden der
russischen Ostseeprovinzen werden z. B. die erwischten Pferdediebe
mit Ruten — und Stockschlägen gezüchtigt, wobei mächtige
Blutungen in die Haut zustande kommen, die dem Gefäßsystem im
Innern des Körpers so viel Blut entziehen, daß der Tod an Ver-
blutung eintritt. — Es ist also von seiten unserer Pädagogen und
Menschenfreunde eine wohlberednete Forderung, die Prügel-
strafe bei Kindern abzuschaffen, denn bei ihnen wird
man noch mehr als beim erwachsenen Menschen an die Möglichkeit
einer durch Züchtigungen bedingten Verblutung in die Haut denken
müssen, ohne daß eine äußere Verletzung vorhanden ist. Bei kleinen
Kindern sind schon geringe Blutverluste außerordentlich gefährlich,
und Säuglinge können bereits verbluten, wenn sie nur 50 Kubik-
zentimeter Blut verlieren. — Also fort mit der Prügelstrafe.
kig.

Technisches.

Ein neuer Torpedo wird nach einer Mitteilung von
„English Mechanic“ gegenwärtig von der französischen Regierung
erprobt. Das Neuartige an dieser Waffe besteht darin, daß sie nicht
wie bisher die Torpedos in gerader, sondern in gekrümmter Bahn
durch das Wasser auf das Ziel zuschießen, so daß es schwieriger
wird, die Richtung festzustellen, aus der es abgefeuert worden ist.
Diese Eigenschaft würde in kriegstechnischem Sinne ohne Zweifel
einen Vorzug bedeuten, scheint aber bei der bisherigen Konstruktion
auch manche Gefahr mit sich zu bringen. Das Unterseeboot
„Trite“ (Forelle) entging nämlich mit genauer Not einem solchen
Torpedo, das von ihm selbst abgeschossen worden war. Der Torpedo
kam in seinem gebogenen Lauf zurück und verfehlte das Boot nur
um wenige Zoll. Unter diesen Umständen würde die neue Waffe
eine Selbstmordgefahr für die Torpedoboote bedeuten.

Eine Petroleumleitung von ungeheurer
Länge ist von der Gesellschaft der Südpazifischeisenbahn im Westen
der Vereinigten Staaten geschaffen worden. Sie führt in einer
Länge von nicht weniger als 400 Kilometer aus dem Bezirk des
Kernshufes bis zu einem Punkt an der Bai von San Francisco.
In technischer Hinsicht bedeutet dies Riesennetz noch eine Besonder-
heit, da eine ganz neue Form von Röhren benutzt worden ist, die
ähnlich den Läufen eines Geschüßes im Innern gerieft sind. Nach
der Ansicht der Ingenieure wird dadurch das Pumpen verringert
und es werden einige Pumpstationen erspart werden können. Nach
dem Vorschlag soll diese Leitung in 24 Stunden 30 000 Hekto-
liter Brennstoff befördern. Es läßt sich begreifen, daß die großen
Petroleumgesellschaften dem Erfolg dieses Versuches mit lebhafter
Spannung entgegensehen.

Humoristisches.

— Das verbotene Russenstück. Der Autor reicht das
Drama zur Zensur ein. In dem Stück befinden sich als handelnde
Personen zwei russische Minister, die den Höhepunkt der Korruption
vorstellen, das Volk ansaugen, die Staatskasse begaunern. Der Zensor
verbietet aus politischen Gründen.

Der Autor geht nach Hause und arbeitet das Stück um. Aus
dem einen Minister wird ein Rabbiner aus Miskinow, der seinen
Glaubensgenossen empfiehlt, sich dem Verbanne acht russischer Leute
anzuschließen. Der andere Minister wird in eine aufgeklärte Heb-
amme aus Tula verwandelt. Der Zensor verbietet, weil der russische
Gesandte Einsprache erheben könnte.

Der Autor unterzieht sein Drama einer gründlichen Revision.
Das Stück spielt nunmehr nicht mehr in der Gegenwart, sondern in
der Vorzeit. Die anstößigen Figuren sind entfernt und durch eine
Ballettenlage ersetzt worden. Im Mittelpunkt der Handlung steht
ein Märchenprinz, dem eine gütige Fee drei Kilo ungeladenen
Stabiar in die Wiege legt. Der Zensor verbietet, weil dieser Märchen-
prinz eventuell für einen russischen Zar gehalten werden könnte.

Der Verfasser streicht den Märchenprinzen und verlegt die
Handlung nach Paris. Aus dem hebräitischen Volk werden lebens-
lustige Koskoten. Eine rabitale Umarbeitung des Dialogs vertilgt
die letzten Spuren des ehemals russischen Szenariums. Saftige
Pointen beleben das Milieu. Der ganze zweite Akt spielt in einem
Bett. Im dritten ziehen sich sämtliche Personen bis auf die Unter-
hosen aus. Mehrere Schauspieler, die in das Manuskript hlieden,
schlägen errötend auf den Alexanderplatz. Der Zensor zieht sein
Verbot zurück und gibt das Stück frei, in der Hoffnung, daß die
Herren von der russischen Volksschaft sich bei der Premiere göttlich
amüsieren werden.
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— „Sonnenfinsternis“ nennt sich ein neues Drama
von Arno Holz, das Ende Oktober in den Kammerspielen des
Deutschen Theaters die erste Aufführung erleben wird.

— Max Klinger hat uns seit langem zum ersten Male
wieder ein Werk seiner Griffelkunst geschenkt, die er leider zugunsten
der Malerei und Plastik lange vernachlässigte. Es nennt sich
„Epithelamia“ (Hochzeitslieder) und enthält Randzeichnungen zu
einem von Klingers Gattin Elsa Kienieff geschriebenen Texte.

— Der X. internationale Pressekongress, ein Ver-
einigungsunternehmen, das außer Festessen auch die Besprechung
von „Standesinteressen“ (lies: die Harmonie von Verlegern und
Angestellten) und nebenbei angeblich die Verfriedigung der von der
kapitalistischen Presse ausgehenden Völker betreibt, soll in
Berlin tagen. So wurde auf der IX. Tagung in
Bordeaux beschlossen. Bisher hat man wohlweislich sich ge-
hütet, einen Pressekongress auf deutschem Boden abzuhalten. In
der Tat selbst die Presse, die auf diesen Kongressen vertreten ist,
sollte sich schämen, dies Land der Presz- und Redeunfreiheit zu betreten.
Oder hofft man durch den Kontrast zu wirken?

— Das Norwegische National-Theater in
Kristiania, das dem Volke hohe Kunst bieten soll im Sinne
Ibsens und Björnsons, deren Standbilder vor dem herrlichen Bau-
werk an diese Aufgabe gemahnen, würde wohl bald, trotz der Unter-
stützungen durch die Stadt und den König, an finanziellen
Schwierigkeiten verbluten, wollte man nicht auf den minder gut ent-
wickelten Geschmack des zahlungsfähigen Publikums Rücksicht nehmen.
In der Saison 1905—1906 hatte das National-Theater ein Defizit
von 46 172 Kronen; die Saison 1906—1907 schließt dagegen mit
einem Ueberschuß von 60 000 Kronen, die fast ausschließlich „Die
lustige Witwe“ eingebracht hat.

Das Neue Theater in Berlin kündigt Gastspiele der Frau
Johanne Dybwad und einiger anderer Mitglieder des Norwegischen
National-Theaters an, die Ende dieses Monats beginnen. Diese
Künstler planen eine Gastspielreise durch Amerika. Die Ver-
handlungen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg, weshalb man
sich dann nach Europa wandte. Wegen dieser Gastspielreise hat
nun Björnson in „Morgenbladet“ einen heftigen
Angriff gegen die Leitung des National-Theaters, und
damit gegen seinen Sohn, den Theaterchef Björn Björnson,
gerichtet. Er spricht von einer „Aristokratie“ der Schau-
spieler, nämlich der Dybwad und ihrer Reiseliegen, die tun
können, was sie wollten, und von einem „Proletariat“, den zurück-
bleibenden Mitgliedern, die des Tages Lasten tragen müßten.
Während um den großen Sternenzug von Stadt zu Stadt die
Champagnerpfropfen knakten, gehe das Proletariat in das ver-
lassene Haus und trage seine bescheidenen Rollen vor, während die
verrückte Leitung die Hintertreppen auf und ab krieche. — Björn
ist auf diese Angriffe die Antwort nicht schuldig geblieben. Der alte
Björnson aber hält in einer neuen Veröffentlichung seine Vorwürfe
aufrecht.

— Eine Regenstatistik. Camille Flammarion, der be-
kannte französische Astronom, hat interessante Studien über die
Regenstatistik angestellt, die bis auf das Ende des 17. Jahr-
hunderts zurückreichen. Nach Prüfungen der vorhandenen Dokumente
kommt er zu dem Ergebnis, daß im Laufe der letzten 300 Jahre
die jährliche Regenmenge ständig zugenommen hat. Von 1689
bis 1719 sind ungefähr 49 Kubikzentimeter Wasser gefallen, während
von 1890 bis 1906 58 gerechnet werden. Zweitens zeigen die
Jahresziffern eine gewisse Periodizität; von etwa fünf zu fünf
Jahren soll eine Reihe von feuchten Jahren mit einer Reihe von
trockenen Jahren abwechseln. Im Jahre 1898 hatten wir ein
Maximum, im Jahre 1901 ein Minimum, und im letzten Jahre
scheinen wir ein neues Maximum erreicht zu haben. Wenn diese
Annahmen Flammarions richtig sind, so wird die Regenfülle, über
die wir uns in der letzten Zeit zu beklagen hatten, nun wieder ab-
nehmen, um gegen das Jahr 1911 ein neues Minimum zu erreichen.
Man hätte also Hoffnung, daß in den nächsten Jahren die Sommer
nicht wieder so gründlich verregnet werden wie in diesem.

— Ein prähistorisches Ungeheuer. In der Nähe
von Slidegate, Königin Charlotte-Insel (Vancouver), wurden die
Knochen eines enormen prähistorischen Vierfüßlers gefunden. Ein
Teil des Skeletts ist bereits nach Vancouver geschafft worden. Ver-
messungen des Schädels ergaben, daß die Stirn von Auge zu Auge
eine Breite von sieben Fuß sechs Zoll hatte. Die Augenhöhlen
haben einen Durchmesser von achtzehn Zoll bis zwei Fuß. Einer
der gefundenen Knochen ist eine Rippe von sechzehn Fuß Länge.
Dr. Bayfield von Vancouver stellte nach den Vermessungen fest,
daß das Tier, wenn es saß, einen Flächenraum von 1375 Quadrat-
fuß bedeckte und mit Leichtigkeit die Gipfel der Bäume abfressen
konnte.